

Schriftdeutsch sprechen

Autor(en): **Behrmann, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 11

PDF erstellt am: **19.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-419910>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

auf diesen Grund zur Trauer auch ausdrücklich hingewiesen.) Aber es ist doch der Selbstlosigkeit zu viel, wenn man seine Trauer nur an fremden Verlust wendet, während eigene höchste Güter in großer Gefahr stehen.

Es steht uns doch immerhin an, eine so wichtige Frage wie die der Weltgeltung der europäischen Sprachen auch von unserm Standpunkt aus zu betrachten, das heißt in diesem Falle, uns zu fragen, welche Folgen die Einsetzung des Englischen als erste Weltsprache für unsere deutsche Muttersprache haben könnte.

Das hat nun in der innerschweizerischen Zeitung „Vaterland“ ein Einsender in erfreulicher Weise getan. Er zeigt zuerst herzerfreischend kühn auf, was für eine bedeutende Stellung unser Deutsch in der Welt einnimmt, und nimmt dann zu den erwähnten Trauerbetrachtungen schweizerischer Blätter Stellung. Leider ist es nicht möglich, hier den ganzen Artikel abzudrucken, der eine begeisterte und begeisternde Liebe zu unserer Muttersprache zeigt. Aber ein Teil sei doch wiedergegeben:

„... In Amerika und England denkt man schon, das Englische zur Diplomatensprache zu machen und von den Regierungen der verschiedenen Länder zu verlangen, daß sie den Unterricht im Englischen gesetzlich einführen. Daß das Französische nicht mehr in Betracht kommt und noch viel weniger das Spanische, ist klar, und wir Deutschschweizer haben darob keine Klagelieder anzustimmen.

Aber wer sieht nicht die Gefahr, die der deutschen Sprache droht, unserer lieben, herrlichen Muttersprache, der Sprache der Dichtung und ernsthaften Wissenschaft? Hoffentlich kommt es nie dazu, daß auch nur ein einziger unserer Volksgenossen seiner Muttersprache untreu wird oder daß andere ihn zwangsweise dieses köstlichen Erbgesetzes berauben... Wenn unsere Pensionstöchter aus dem Welschland heimkehren, so mögen sie Leckerbissen für Feinschmecker oder andere Bequemlichkeiten mitbringen, wie: Thabeldoht, Mönüh, Kongsomeh, Rezepisse, Rakophonie, Schisma, Pardong, kolossal, interessant, etzetera. Aber falls sie dann den gestohlenen Plunder auspacken und sogar feilbieten wollen, so sagen wir verächtlich „merci!“ und mit Schiller: „... hinaus vor die Türe, Gefinde! Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich nicht hin!“

Der Schreiber drückt sich trotz aller scheinbaren Schärfe sehr vorsichtig aus. Aber man weiß, was er sagen will: uns kann es ziemlich gleichgültig oder geradezu recht sein, wenn Englisch die Weltdiplomatensprache wird. Englisch wird nie eine Gefahr für uns sein. Diese liegt für uns viel näher. Wir werden nie fürchten müssen, daß uns Biel und andere Städte und Landschaften sprachlich verloren gehen, weil sie englisch würden!

Wahrhaftig, das ist die Stellung eines Deutschschweizers! Es gibt natürlich Leute genug, die auf Grund der Tatsache, daß es auch Welschschweizer und Tessiner gibt, die ihre Sprache in Gefahr sehen, unsere Befürchtungen ins Reich chauvinistischer (!) Angstträume verweisen wollen. Aber es ist auch hier wie in der Kriegspropaganda, wo sich zwei Parteien z. B. gegenseitig entrüstet den Vorwurf eines Verbrechens ins Gesicht werfen. Die Wahrheit liegt eben manchmal doch nur auf einer Seite, mag die andere noch so laut lärmen und es ableugnen („dementieren“).

Droht uns Gefahr vom Französischen? Diese Frage wäre eingehender Untersuchung wert und verdiente es, einmal in ihrer ganzen Vielsältigkeit von verantwortungsbewußten Männern abgeklärt zu werden. Hier wäre es kaum möglich, auch nur die wichtigsten Punkte zu streifen.

Ich möchte nur noch ein kleines Blitzlicht aufleuchten lassen: Kam mir da kürzlich eine Zeitschrift in die Hände,

deren Leitartikel mich sofort stutzen ließ. Er hieß: „Le problème des deux langues“. Der Name des Blattes ist: „Le protestant romand“.

In diesem Aufsatz wird auf die Gefahren der Zweisprachigkeit hingewiesen, wie sie sich nach dem Verfasser in ganz besonderer Weise für Welsche ergeben, die in der deutschen Schweiz wohnen. Unter den Folgerungen, die der Schreiber am Ende seiner Betrachtung zieht, heißt die letzte wörtlich übersetzt: „Die Eltern, die für ihre Kinder das Französische aufgeben, begehen Verrat am lateinischen Kultus und am schweizerischen Föderalismus. Ein Privilegium (nämlich der Besitz der französischen Muttersprache) wird nur um den Preis wiederholter Opfer erworben (!) und bewahrt. Seien wir dieses Privilegiums würdig!“

Der Aufsatz ist in sehr gemäßigtem Tone gehalten. Wir werden aber darin auch mit einer schärferen Auffassung bekannt gemacht, die man vielleicht doch für die vorherrschende halten wird, wenn man die Hartnäckigkeit kennt, mit der — bewußt oder unbewußt — fast jeder Westschweizer im fremden Sprachgebiet an seiner Muttersprache festhält, ja sie zu verbreiten und zu fördern sucht (selbstverständlich auf Kosten des Gastgebietes).

Es wäre daher geradezu wünschenswert, daß jedes Mitglied unseres Vereins diese Nummer des „Protestant romand“ besäße. Sie ist in mehrfacher Hinsicht wertvoll. Aber ganz abgesehen davon ist die bloße Tatsache sehr bemerkenswert, daß sich ein rein religiöses Blatt für Welschschweizer mit so großem Eifer darum bekümmert, daß seine Leser auch wirklich französisch bleiben.

Wir Deutschschweizer haben noch viel zu lernen! Doch halt: Wollen wir wirklich alles lernen? —el.

Schriftdeutsch Sprechen

Das scheint ein Widerspruch zu sein: eine Sprache sprechen, die geschaffen wurde, um geschrieben zu werden. Allein es scheint nur so. Auch die Schriftsprache fußt auf der gesprochenen Sprache, und auch sie wird gesprochen, sogar in der Schweiz, wo wir uns soviel darauf zugute tun, daß gesprochene Sprache nur Mundart sei, und wo wir uns ängstlich hüten, von Hochdeutsch oder gar Gutdeutsch zu reden. „Gutdeutsch“ zu sagen ist freilich eine Gedankenlosigkeit und zugleich eine Beleidigung für unsere Mundart; denn logischerweise wäre ja Mundart dann Schlechtdeutsch, unsere Welschen nennen es freilich gern „bon allemand“. Aber Hochdeutsch darf es heißen, wo es um gesprochenes, nicht geschriebenes Deutsch geht. Der Name war ursprünglich räumlich gemeint und bezeichnete die Sprache des höher gelegenen Teils des deutschen Sprachgebietes, war also das Gegenteil von „Niederdeutsch“. Darnach sprachen wir Schweizer also das „allerhöchste“ Deutsch; doch wurde Hochdeutsch mit der Zeit der Name für die Sprache des höhern, auch schriftlicher Überlieferung würdigen Geschehens und, wenigstens in Deutschland, der höhern Gesellschaft.

Ein vollkommen reines Hochdeutsch zu hören, ist ein ganz, ganz seltener Genuß. Sogar auf unsern Bühnen, deren Handwerkszeug doch das Hochdeutsch ist, vermag das geschulte Ohr die Herkunft des Schauspielers fast immer, wenigstens aus einem weiter umgrenzten Sprachgebiet, herauszuhören: den Österreicher, den Norddeutschen, den Rheinländer, den Schwaben und — den Schweizer. Ein Schweizer Schauspieler, der vor dem Kriege erste Rollen am Wiesbadener Hoftheater spielte, erzählte mir, daß er schon anerkannte Größe war, als der bedeutende Schauspieler und Lehrer Ferdinand Gregori die letzten feststehenden Stäubchen — von Schlacken konnte man in diesem Falle nicht reden —

von schweizerdeutscher Aussprache bei ihm wahrnahm, die loszuwerden ihn viel Mühe kostete. Er sprach dann wirklich ein herrlich schönes und reines Deutsch.

Wir gewöhnlichen Sterblichen brauchen diese vollkommene Reinheit gar nicht zu erstreben. Ein gewisser mundartlicher Klang der Sprache ist sogar etwas Gutes, denn er verbindet den Sprecher mit dem Hörer, insbesondere auch den Redner mit seiner Hörergemeinde. Fehlt er, so ist auch das Band zwischen Sprecher und Hörer schwerer zu knüpfen, die seelische Verbindung stellt sich weniger leicht ein. Die reine Sprache ist klar, aber kalt; sie ermangelt der Wärme, die von der Mundart ausgeht. Freilich kann auch das reine Hochdeutsch von heißem Leben erfüllt sein, kann packen und mitreißen, aber doch nur im Munde einer Persönlichkeit, die selbst voller Wärme ist und zugleich mit der Sprache umzugehen versteht.

Zwischen dem leicht mundartlichen Klang und dem völlig unbeholfenen Gebrauch des Hochdeutschen durch jemanden, der es nicht zu sprechen gewohnt ist, gibt es viele Abstufungen. Vom gebildeten Schweizer darf man verlangen, daß er dem Bühnendeutsch doch etwas näher komme als sein Landsmann, der selten in den Fall kommt, Hochdeutsch frei zu sprechen, sondern es höchstens beim Vorlesen aus der Bibel (heute eher der Zeitung!) üben kann.

Es sind nicht nur Reichsdeutsche, die sich am „Schweizer Hochdeutsch“ stoßen und darüber lachen. Auch der Schweizer, dem die deutsche Sprache in ihren beiden Formen am Herzen liegt, fühlt, daß da etwas nicht ganz in Ordnung ist. Gerade wer auf die Reinheit der Mundart Wert legt, wird auch ein reines Hochdeutsch schätzen und erstreben. „Rein“ eben mit der Einschränkung, daß es den mundartlichen Klang behält und den Sprecher als Schweizer noch erkennen läßt.

Nun liegt es nicht allein am guten Willen, ob jemand ein weniger oder stärker mundartlich gefärbtes Hochdeutsch spricht, sondern ebenso sehr an der sprachlichen Begabung, die ganz verschieden verteilt ist. Das ist ja auch der Grund, warum wir vom Neubürger wohl verlangen dürfen, daß er eine schweizerische Mundart verstehe, aber nicht, daß er sie einwandfrei spreche.

Die sprachliche Begabung wird auf der einen Seite unterschätzt, auf der andern vernachlässigt. Es liegt in der Natur der Sache, daß mit zunehmendem Alter die Fähigkeit, seine Sprache weiter zu entwickeln, eine andere Sprache, eine andere Mundart oder eben ein besseres Hochdeutsch sprechen zu lernen, geringer wird. Deshalb gehört die Erziehung zu einer guten hochdeutschen Aussprache in die Schule.

Das Kind lernt mit wenig Mühe richtig deutsch sprechen. Ich habe das oft genug an Kindern erfahren, und ich mache mich anheischig, einer ganzen Schulkasse beizubringen, daß sie ein gutes Deutsch spricht. Man hat diesen Versuch einmal in Sachsen gemacht, wo die Sprechweise — von Mundart kann man da nicht mehr reden — besonders unschön ist, und zwar mit vollem Erfolg. Auch einem Erwachsenen dürfte es höchstens Hemmungen, aber keine Schwierigkeiten bereiten, beispielsweise Meister statt Meischter oder Anfang statt Aafang zu sagen. Selbst das helvetische Rachen-*ch* ist nicht so schwer durch das Gaumen-*ch* zu ersetzen. Man darf es natürlich nicht so weit treiben, das *ch* in „machen“ auszusprechen wie in „ich“, was man auch hören kann. Das tönt dann womöglich noch störender und vor allem falsch.

Aber wie ist es in der Schule? Der eine Lehrer hat die Liebe zur Sprache, die dazu nötig ist, und achtet darauf, daß wenigstens im Deutschunterricht, beim Lesen von Gedichten oder Prosa, den Schülern eine gute Aussprache beigebracht wird. Der andere Lehrer hat dieses Verständnis nicht. Und ein Schüler, der bei einem solchen Lehrer ein besseres

Deutsch spricht als dieser und die andern Schüler, der wird manchmal ausgelacht oder gar verhöhnt. Er läßt es daher bleiben und redet sogar betont Schweizer Hochdeutsch.

Es scheint mir wichtig, das einmal zu sagen. Denn Schriftdeutsch ist eben doch auch für uns keine bloß geschriebene, sondern eine Sprache, die auch gesprochen werden will.

H. Behrmann.

Briefkasten

F. W. A., W. Die „App. 3tg.“ berichtet also, der Freiwirtschaftsbund habe darüber „zu befinden“, ob W. Sch. noch vertrauenswürdig genug erscheine. Und Sie finden, er habe darüber „zu beraten“ und „sich darüber auszusprechen“. Diesen Sinn hat das Wort hier in der Tat. Den Zusammenhang mit dem einfachen „finden“ finden wir, wenn wir zu „beraten“ oder „ausprechen“ beifügen: „ob er finde, daß . . .“. „Befinden“ bedeutet ursprünglich daselbe wie „finden“, aber mehr ein geistiges Wahrnehmen. So sagte Luther: „... bis sie befindet, daß er ohne Falsch sei“ und ein andermal: „... wo er aber falsch befunden wird.“ Goethe wünscht einmal, daß das, was er vorsehe, „nicht unschmackhaft befunden werde“. Schiller fragte den Theaterdirektor Dalberg: „Wie Guer Erzellenz meinen ‚Fiesco‘ befunden.“ Dieser Gebrauch ist also schon alt; aber mit „beraten“ oder, wie Sie auch vorschlagen, „referieren“, ist der Sinn nicht ausgedrückt; darin läge erst das Suchen, noch nicht das Finden; die Beratung muß zu einem Ergebnis führen, zu einem Urteil oder einer Entscheidung. Heute klingt uns „befinden“ etwas altertümlich und kanzleimäßig, aber veraltet ist es doch noch nicht, und was beim „Befinden“ herauskommt, nennen wir noch anstandslos „Befund“. Jünger, aber jetzt allgemein üblich, ist der Gebrauch von „sich befinden“ im Sinne von „se trouver“. „Ich befinde mich in der Stadt“ heißt eigentlich: „Ich werde gewahr, daß ich in der Stadt bin“ und „Ich befinde mich wohl“ will sagen: „Ich bemerke, daß ich mich wohl befinde.“ Für unser Sprachgefühl kommt aber nicht das Gewahrwerden der Tatsache, sondern nur die Tatsache selbst in Betracht, und unter dem „Befinden“ verstehen wir heute die Art, wie man seine Gesundheit findet.

Daß sich „zwotens“, wie Sie schreiben, „wunderbar eingelebt hat“, ist noch viel lächerlicher als das einfache „zwo“, das bei Lärm und bei undeutlicher, also unanständiger Aussprache eine Verwechslung von „zwei“ und „drei“ verhüten soll. „Zweitens“ hat aber noch niemand mit „drittens“ verwechselt; da hat die Sprache schon selbst vor Verwechslung geschützt, und wer meint, nach dem Muster von „zwo“ müsse man auch sagen „zwot, zwotens und Zwotel“, der müßte nach derselben Logik auch sagen „dreit, dreitens und Dreitel“. Wer schweizerdeutsch „zwo“ sagt (außer vor weiblichen Wörtern), der soll nicht von der schweizerdeutschen „Muttersprache“ reden, in der ihm „der Schnabel gewachsen“ sei.

„Wortschriftlich“ so und nicht anders habe, schreibt der „Eigenschafts-Berufsvermittler“, einer geschrieben. Warum „wörtlich“ oder „buchstäblich“ nicht genügt hätte, ist nicht ersichtlich. Die Schöpfung ist noch unklarer als „schlußendlich“, die ja von überflüssiger Klarheit ist, sie ist aber ebenso überflüssig. Der Schöpfer war offenbar etwas „biertrunklich“ gestimmt. Hoffen wir auf einen wortschmündlichen Ausgang des Unternehmens.

Vom „Postcheck“ haben wir in Nr. 9/10 v. J. ausführlich gesprochen und wiederholen kurz: Diese Schreibweise hat gar keinen Sinn, denn der Engländer schreibt cheque, der Franzose und der Italiener chèque, der Deutsche Scheck; was soll da unser „Check“? Ja doch, das soll er: unsere Freiheit und Unabhängigkeit soll er beweisen. So hat im Nationalrat einer den Antrag auf Änderung der vernünftigen deutschen Schreibung, wie sie die Postverwaltung vorgeschlagen hatte, begründet. Und die andern haben's geglaubt. Wenn einmal alle vernünftigen Leute (heute sind's erst die meisten) „Scheck“ schreiben, darf es dann vielleicht auch die Post wagen, zu dieser wirklich demokratischen Schreibweise überzugehen.

Zürcher Sprachverein

(Ortsgruppe des Deutschschweizerischen Sprachvereins)

Mittwoch, den 24. Wintermonat (November), abends 8 Uhr
liest Herr Staatsanwalt Adolf Bähler aus Bern
im Kongreßhaus (Klubzimmer, Eingang Alpenquai)
aus **Jeremias Gotthelf** vor.

Herr Bähler hat einen solchen Gotthelf-Abend im Zweigverein Bern mit großem Erfolg durchgeführt (s. „Rundschau“ 1942, S. 13).

Eintritt Fr. 1.50, für Mitglieder 1 Fr.

Zahlreichen Besuch erwartet

der Vorstand